

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das pflichtgetreue Dienstmaedchen und der Raeuber

[urn:nbn:de:bsz:31-156984](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-156984)

ich sage Euch, es soll ihm nicht unvergolten bleiben!" —
„Amen!" sagte die alte Frau mit vor innerer Bewegung zit-
ternder Stimme.

Ein Jahr später waren Minister Don José della Ribeira
und seine beiden Söhne anwesend bei der Einweihung der Kirche
von „Sankt Peter zum Becher kalten Wassers," einer der schön-
sten Kirchen in der Nähe von Sevilla.

Das pflichtgetreue Dienstmädchen und der Räuber.

Auf dem linken Mainufer, an der Grenze des Speffarts,
liegt ein kleiner Weiler und nahe dabei eine einsame Mühle.
Dieselbe war vor längerer Zeit der Schauplatz einer Begebenheit,
welche wohl geeignet sein dürfte, in unserm Hauskalender mit-
getheilt zu werden.

Am einem Sonntagmorgen ging der Müller mit seiner
Familie zur Kirche im nächsten Dorfe. Nur ein Dienstmädchen,
Namens Johanna, und ein kleiner Knabe von 5 Jahren
blieben zu Hause. Das brave Mädchen war eben mit der
Bereitung des Mittagessens beschäftigt, als ein Bekannter von
ihr, mit Namen Bottler, in die Küche trat. Er war ein
träger, unnützer Mensch, dem der Müller sein Haus verboten
hatte. Johanna, die es nicht wagte, ihm das Haus zu ver-
weisen, setzte sich mit ihm auf eine Bank, um mit ihm zu
plaudern. Während dessen ließ Bottler ein Messer fallen. —
„Nimm es wieder auf," sagte er bittend.

„Nein, Heinrich," erwiderte Johanna. „Deine Träg-
heit ist doch zu groß, nicht einmal diese kleine Mühle willst du
dir geben! Ich muß den ganzen Tag arbeiten und du schlend-
erst nur herum und thust nichts; aber es mag sein, so faul
du bist, so will ich dir diesmal doch den Gefallen thun."

Sie sprach dies halb scherzend, halb im Ernste, und bückte
sich nieder, um das Messer aufzuheben. Diesen Umstand benutzte
der verrätherische Bottler; in demselben Augenblick zog er einen
Strick unter der Weste hervor, sagte Johanna bei den Haaren
und drückte seine Finger fest gegen ihren Hals, um sie am
Schreien zu hindern. „Sag' an," rief er, zugleich einen
fürchterlichen Fluch ausstößend, „wo ist das Geld deines Herrn?
Dieses muß ich haben, eher gehe ich nicht von der Stelle."

Von den Vorstellungen, die das erschrockene Mädchen ihm
machte, wollte er durchaus nichts hören.

„Deines Herrn Geld, oder dein Leben!" war Alles, was
er auf ihr Bitten und Flehen erwiderte. „Mach's kurz —
den Tod oder das Geld!" Johanna sah, daß unter Bottlers
Händen keine Hoffnung auf Erbarmen war, und bald war in
ihrer Brust ein Entschluß gefaßt. Wie die meisten ihres Ge-
schlechts war sie von Natur furchtsam, selbst bei Kleinigkeiten;
sie fürchtete sich vor Gespenstern und Kobolden; sah sie einen
Blutstropfen, so fiel sie schier in Ohnmacht; ein ungewohnter
Ton in der Nacht konnte sie bis auf's Aeußerste ängstigen.
Aber wenn irgend ein ungewöhnlicher Vorfall eintrat, so bewies
sie, wie ihr Geschlecht es so oft gethan hat, daß sie an Muth,
an Standhaftigkeit und Ausdauer, an Geistesgegenwart und
Besonnenheit dem stärkeren und kräftigeren Mann überlegen
war. Sie rief in ihrer Angst die Hilfe der heiligen Mutter
Gottes an und sprach, anscheinend nachgebend: „Ja, ja, Hein-
rich," „was sein muß, muß sein! Doch wenn du das Geld
nimmst, mußt du auch mich mitnehmen, denn da ist hier meines
Bleibens nicht mehr. Aber drücke mich nicht so sehr am Halse,
laß deine Finger los, ich kann mich ja nicht bewegen und muß
ersticken. Wenn ich nicht aufstehen kann, kannst du auch das

Geld nicht erlangen, das ist doch klar. Und überdies hat es
Eile; wenn es geschehen soll, so muß es schnell geschehen, ehe
der Müller aus der Kirche zurückkommt."

Der Bösewicht ließ die Hand los; denn die Gründe des
Mädchens leuchteten ihm ein.

„Komm schnell," rief Johanna, „nicht geizigert, das Geld
ist in des Herrn Schlafkammer."

Sie sprang die Treppe hinauf, fröhlich wie eine Lerche.
Bottler folgte ihr dicht auf den Fersen. Johanna öffnete das
Schlafzimmer und zeigte ihm den Kasten, in welchem das Geld
lag. „Hier," rief sie und reichte ihm ein Eisen, das in einer
Ecke der Stube lag, „damit kannst du ausbrechen: ich will in-
dessen meine wenigen Habseligkeiten einpacken." Der Gauner
ward durch diese Bereitwilligkeit Johannens getäuscht. Er brach
den Kasten auf und freute sich des schönen Fundes. Als er so
ganz in der Betrachtung seines Raubes vertieft war, schlich
das herzhaftes Mädchen leise zur Thür hinaus und drehte, ohne
daß er es bemerkte, den Schlüssel herum und schloß so den
Dieb ein. Hierauf stürzte sie aus dem äußeren Thore zur
Mühle hinaus und machte Lärm. „Fliehe," rief sie dem Kinde
ihres Herrn, dem einzigen menschlichen Wesen, das in der Nähe
war, zu: „Lauf zum Vater, so schnell wie du kannst, sag' ihm,
wir würden ermordet, wenn er nicht gleich nach Hause käme."
Das Kind, welches vor dem Thore spielte, lief, so schnell es
seine kleinen Beine vermochten, die Straße entlang, auf welcher
es seine Eltern erwartete.

Johanna wollte eben nach den in einiger Entfernung
liegenden Häusern eilen, um deren Bewohner zur Hilfe aufzu-
rufen, als plötzlich von dem eingesperreten Räuber aus dem
vergitterten Fenster her ein gellender Pfiff ertönte. Johanna
sah sich erschrocken um.

„Dieter, Dieter," rief die Stimme des Räubers, „fange
das Kind und komme herbei! Ich bin eingeschlossen, komme
schnell, bringe den Buben her und stoße das Mädchen nieder!"

Johanna bemerkte, wie der eingeschlossene Gauner einem
andern in der Ferne winkte und sah dem abgesandten Kinde
ängstlich nach. Der kleine Bote verfolgte schnell seinen Weg
und schon glaubte das Mädchen, daß nur ein blinder Lärm sie
erschreckt habe, als ein Kerl aus dem Graben eines benachbarten
Feldes aussprang, das Kind ergriff, auf seinen Arm nahm und
mit ihm gerade auf die Mühle zuellte. Augenblicklich erkannte
Johanna die neue Gefahr, in der sie schwebte und abermals
war ihr Plan gemacht. Sie sprang nach der Mühle und schloß
und verriegelte das Thor, den einzigen sichtbaren Eingang des
Gebäudes, dessen Fenster mit starken Eisengittern versehen waren.
Sie eilte an eines der oberen Fenster im Hause, mit dem Ent-
schlusse, hier ruhig ihres Herrn Rückkunft zu erwarten und mit
ihm entweder ihre Rettung, oder, wenn es unvermeidlich wäre,
den Tod.

„Niemals," dachte sie bei sich selbst, „niemals werde ich
das Haus meines Herrn solchen Schurken preisgeben, oder
erlauben, daß sein Eigenthum vor meinen Augen fortgeschleppt
werde, so lange ich lebe und Kraft habe, es zu verteidigen."
Noch dachte sie dies, als der Räuber draußen, das zitternde
Kind an der einen und ein langes, scharfes Messer in der andern
Hand haltend, mit gewaltigen Fußtritten und fürchterlichen
Flüchen gegen das Thor rannte.

„Mach' das Thor auf oder ich breche dir den Hals!"
rief er.

„Wenn du kannst, so thue es," war die Antwort des
braven Mädchens; „Gott ist größer als du und auf
den vertraue ich."

„Schneide dem Schreier den Hals ab,“ brüllte der oben Eingesperrte aus dem Fenster, „das wird sie schon zur Vernunft bringen.“

So entschlossen Johanna war, so erschreckte sie doch bei diesem Zurufe. Sie sah ein, daß ihr eigener Tod gewiß sei, wenn sie den Räuber herein ließ. Dabei hatte sie aber keinen Grund zu hoffen, das Leben des Kindes geschont zu sehen, wenn sie ermordet würde. Das hieß Alles gegen Nichts wagen. Sie blieb daher fest bei ihrem Entschlusse, zu warten, bis sie entweder überwältigt oder erlöst werden würde.

„Wenn du das Thor nicht aufmachst,“ brüllte der Räuber von außen und fluchte gräßlich dabei, „so habe ich mit meinem Messer den Balg hier in Stücke und stecke die Mühle in Brand! Das wird einen Hauptspäß geben.“

„Ich sehe meine Hoffnung auf Gott,“ erwiderte das Mädchen, „du sollst nicht herein; so lange ich das Leben habe, werde ich es verhindern.“

Der Räuber band dem Kinde Hände und Füße und legte es auf den Boden, dann suchte er brennende Stoffe, um seine letzte Drohung auszuführen. Während dieser Nachsuchung erspähte er den einzigen heimlichen Eingang in das Gebäude. Es war eine Oeffnung in der Mauer, wo sich das große Mühlrad befand, und die deswegen nicht vergittert war, weil man nicht daran dachte, daß Jemand den Einsall haben würde, durch einen so gefährlichen Eingang kriechen zu wollen. Entzückt über seine Entdeckung kehrte der Räuber zu dem Kinde zurück, band es noch fester und ließ es liegen. Dann schlich er wieder zu der Oeffnung zurück und versuchte hindurch zu kriechen.

Alles dieses ward von dem Mädchen von oben wahrgenommen, während ihr Geist von tausend Gefühlen bestürmt wurde. Sie erkannte, daß von dem Bösewicht kein Mittel gespart werden würde, um den Eingang zu erzwingen. Da fiel ihr plötzlich ein Gedanke ein.

„Es ist Sonntag,“ sagte sie, „die Mühle geht nie an diesem Tage; — wie wäre es, wenn ich sie in Gang setzte? Man wird es sehen und hören, und vielleicht kommen die Nachbarn, um nach der Ursache zu fragen.“ Gesagt, gethan. Da sie mit dem Wasserwerke vertraut war, so kostete es sie wenig Mühe, ihren Entschluß auszuführen. Das Wasser schob in den leeren Lauf und setzte das Mühlrad in Bewegung. Ein Rad griff in das andere, das Werk kam in Gang und alsbald drehte sich Alles in gewohnter Weise. Dies geschah gerade in dem Augenblicke, als der Räuber Dieter sich glücklich durch die Oeffnung in der Mauer durchgeschoben hatte und er in das große innere Trommelrad gelangt war. Wer kann sich seinen Schrecken denken, als er auf einmal in der klappernden Mühle herumgetrillt wurde, und fand, daß alle Anstrengungen vergeblich waren, die mächtige Maschine aufzuhalten, oder sich aus derselben zu befreien! Er brüllte vor Angst in seiner gefährlichen Lage; vergebens fluchte, tobte und drohte er mit fürchterlicher Stimme.

Johanna eilte hinzu und fand ihn gefangen, wie den Fuchs in der Falle. Natürlich, daß sie ihn nicht befreite, da sie wußte, daß sie von ihm so nicht beschädigt werden konnte. Er blieb daher in seinem Gefängnisse, so sehr er sich auch bemühte, aus demselben herauszukommen. Unterdessen ging das Rad immer in der Runde herum und unablässig der Bösewicht mit ihm.

Vergebens versprach er dem Mädchen, ihr kein Leid zu thun; vergebens flehte er in seinem hilflosen Zustande ihr Mitleid an; umsonst beschwor er sie bei allen Engeln des Himmels und allen Teufeln der Hölle, sie möchte ihm helfen.

Sie wollte weder hören, noch ihn befreien. Das unermüdliche Rad wirbelte immer fort und riß ihn unbarmherzig mit herum, er mochte fluchen oder beten, so viel er wollte, bis ihn endlich das Bewußtsein verließ und er nichts mehr hörte und sah. Das kluge Mädchen traute dem Gauner nicht, sie hielt es für Verstellung und hemmte das Mühlrad nicht, sondern ließ ihm freien Lauf.

Nicht lange, so hörte sie ein lautes Klopfen an's Thor. Es war ihr Herr mit seiner Familie und einigen Nachbarn. Der ungewohnte Anblick der gehenden Mühle hatte, wie Johanna berechnet, ihre Aufmerksamkeit erregt und sie herbeigelockt, um die Ursache davon zu erfahren.

Der erschrockene Vater hielt den kleinen Sohn auf seinen Armen; er hatte die Stricke durchschnitten, die das Kind gefesselt hielten; aber dieses war nicht im Stande, ein Wort zu sprechen, noch weniger Auskunft über das Vorgefallene zu geben. Johanna eilte jetzt herzu und öffnete den ungeduldig draußen Harrenden das Thor. Von allen Seiten wurde sie mit Fragen bestürmt. Sie sagte mit wenigen Worten Alles. Die Angst und Aufregung, so wie das Ungewöhnliche des ganzen Vorfalles, hatten ihre Geistes- wie ihre Körperkräfte zugleich erschöpft. Ohnmächtig fiel sie in die Arme des ältesten Sohnes des Müllers und erst nach längerer Zeit kam sie wieder zu sich. Das Mühlwerk wurde nun aufgehoben und der noch immer bewußtlose Räuber aus dem Trommelrade gezogen. Sein Spießgeselle wurde nicht ohne Mühe und Gefahr in der



verschlossenen Kammer ergriffen und festgehalten. Beide wurden gebunden und nach der Stadt gebracht, wo ihnen der Prozeß gemacht und sie enthauptet wurden.

Nicht lange nachher ward Johanna die Braut des Sohnes des Müllers, der wegen ihrer Sittsamkeit und guten Aufführung ihr schon lange zugeneigt gewesen war. Sie lebten mit einander viele Jahre glücklich und starben im hohen Alter, von einer blühenden Familie umgeben. Aber bis an's Ende vergaß Johanna ihr Abenteuer nicht und jedesmal befiel sie ein Schauder, wenn sie von ihrer Gefahr und Rettung erzählte.

Ruth und Tugend eines Fischers.

Der 15. April 1523 trieb eine Schaluppe irrend in der Nordsee. Eine Frau, zwei Kinder und ein Matrose befanden sich ganz allein in diesem gebrechlichen Fahrzeuge, welches die Wogen jeden Augenblick zu verschlingen drohten.

Die Frau, in einen weiten Mantel eingehüllt, in dessen Falten sie ihre Kinder barg, weinte und betete; der Matrose, nachdem er lange Zeit gegen den Sturm gekämpft und umsonst versucht hatte, dem Schiffe eine bestimmte Richtung zu geben, ließ endlich die Ruder fallen; er schlug seine Arme kreuzweis über die Brust und erwartete stillschweigend den Tod.

Plötzlich erhob er ein Freudengeschrei: „die Küste!“ rief er aus, „die Küste!“ und ergriff mit neuem Eifer wieder sein Ruder. Aber, ach! seine Anstrengungen, weit entfernt, die Schaluppe dem Lande zuzuführen, schienen vielmehr dieselbe davon noch mehr zu entfernen. Während einer halben Stunde arbeitete er beständig fort: jetzt ließ er die Ruder zum zweitenmale fallen, legte die Kleider, die ihm hinderlich sein konnten, von sich, und war im Begriffe, ins Meer zu springen.

„O! du wirst doch meine Kinder nicht im Stiche lassen wollen!“ schrie die bestürzte Mutter. Der Matrose wandte seine Blicke bald auf diese Unglücklichen, bald wieder an's Ufer. Er sah sogleich ein, daß es ihm unmöglich sei, auch nur eine der drei Personen zugleich mit ihm zu retten; und nun stürzte er sich in die Fluthen, und erschüttert von dem heftigen Sprunge, den er machte, wich die Barke rückwärts und wäre beinahe versunken.

Bergweilungsvoll wandte nun die unglückliche Mutter ihre Blicke gen Himmel, dann wieder auf die Wogen, und erblickte da den auf dem Wasser schwimmenden blutigen Leichnam des Matrosen; er hatte seinen Körper an einem unter dem Wasser verborgenen Felsenriffe zerschlagen. Gleich nachher stieß auch die Barke auf, und blieb zwischen dem Felsenriffe hängen.

Die Mutter tauchte ihren Arm in's Wasser, und fühlte festen Boden. Jetzt stieg sie aus der Schaluppe, nahm ihre beiden Kinder in ihre Arme, und versuchte, bis an den Gürtel im Wasser wattend, das nahe Ufer zu erreichen. Bald schlugen die Wellen bis an ihre Brust, und bedrohten das Leben der Kinder, bald schritt die mutige Frau wieder erschrocken rückwärts, denn sie fühlte unter ihren Füßen einen bodenlosen Abgrund, der sie zu verschlingen drohte. Endlich, nach überstandener, namenloser Angst, während der sie zwischen Gefahr und Rettung, zwischen Bergweilung und Hoffnung schwebte, erreichte sie das Ufer, und fiel, Gott preisend und dankend, auf ihre Kniee; ihre Kinder waren gerettet!

Nach solchen Schrecken und solchen Anstrengungen bedurfte sie einige Augenblicke Ruhe, um wieder ein wenig Kräfte zu schöpfen. Bald aber ermannete sie sich, nahm ihre beiden Kinder bei der Hand und schritt vorwärts, um den Ort zu untersuchen, wohin der Sturm sie verschlagen hatte. Rings umher aber erblickte sie nichts als Wasser, Sand und Felsen.

Heftig blies indessen der Wind, der Regen fiel in Strömen; die Kinder drängten sich erschrocken an ihre Mutter hin. Gefahr und völlige Verlassenheit zeigten sich von neuem; das Meer selbst, als wollte es seine Beute wieder erfassen, schwoh höher an, und drohte über das Ufer auszutreten. In diesem Augenblicke hörte

man von Weitem ein Geschrei; bald ließ sich die Stimme deutlicher vernehmen. Ein Mann erschien oben auf dem Felsen, und



gab der Schiffbrüchigen ein Zeichen. Einige Augenblicke nachher trug er die ohnmächtig gewordene Frau in seinen Armen fort, und ein Weib, das ihn begleitete, führte die Kinder über die schroffen Felsen. Es war hohe Zeit; denn das Meer trat plötzlich aus, und überschwemmte die ganze Küste.

Die Gatte des Fischers, den die göttliche Vorsehung zur Rettung der Unbekannten geschickt hatte, stand in der Nähe. Durch die Bemühungen des braven Mannes kam die Unbekannte bald wieder zu sich.

Ihren ersten Blick warf sie auf ihre Kinder, umschlang sie mit ihren Armen und bedeckte sie mit Küssen; dann löste sie eine kostbare Kette vom Halse ihres kleinen Töchterleins, überreichte dieselbe dem Fischer und sprach: „Nehmet dieses Pfand meiner Dankbarkeit, ihr, dem ich das Leben dieser zwei so geliebten Wesen verdanke!“

Der Fischer wollte die Kette nicht annehmen. „Mit solchen Reichthümern weiß ich nichts anzufangen,“ sagte er; „meine Arbeit ernährt mich hinreichend. Dieses Gold und diese Edelsteine können Ihnen nützlicher sein; behalten Sie dieselben.“

Die Unbekannte reichte dem braven Seemann die Hand; es war eine junge Frau von ausnehmender Schönheit, die trotz der ärmlichen Kleidung, welche das Weib des Fischers ihr angezogen hatte, noch voll Majestät glänzte. „Ich danke,“ sprach sie, „ich danke. Ja, ich sehe es wohl ein, solche Dienste, wie ihr mir geleistet, lassen sich nicht mit Gold bezahlen. Ich hoffe jedoch zu Gott, euch einstens meine Erkenntlichkeit auf eine euer würdige Weise bezeigen zu können.“

„Unser Lohn ist Ihre Rettung,“ antwortete der Fischer; „mehr verlangen wir nicht.“